

# EINLEITUNG

Der Begriff des ›Grundvertrauens‹ gehört zu den populärsten und zugleich schwierigsten Konstrukten der Psychologie, Soziologie, Philosophie und Theologie der Gegenwart. Analytisch und begriffsgeschichtlich lässt sich zwischen Konzeptionen eines psychologischen, kommunikativen und existentiellen Grundvertrauens unterscheiden, die jeweils im Kontrast stehen zu entsprechenden Konzeptionen basalen Misstrauens und ontologischer Unsicherheit.

Das Konzept eines *psychologischen Grundvertrauens* wurde im Kontext psychoanalytischer Theoriebildung entwickelt. Erik H. Erikson führte den Begriff ›basic trust‹ 1950 in seinem Werk *Childhood and society* ein. Er konzipierte basic trust bzw. mistrust als »eine auf die Erfahrungen des ersten Lebensjahres zurückgehende Einstellung zu sich selbst und zur Welt.«<sup>1</sup> Nach Erikson lernt der Säugling bzw. das Kleinkind im ersten Lebensjahr, der oralen Phase Freuds, sich auf die Versorger aus der Umwelt zu verlassen und sich selber zu vertrauen. Der Aufbau eines stabilen Grund- und Selbstvertrauens, das gewisse Formen von Misstrauen nicht ausschließt, ist nach Eriksons Sicht die Voraussetzung für die weitere Entwicklung eines zuversichtlichen und vertrauensvollen Umgangs mit der Welt. Nicht nur ein überzogenes Sicherheitsbedürfnis, sondern auch Vertrauensseligkeit wird von Erikson als Kompensationsversuch eines mangelnden Grundvertrauens interpretiert.

Der Gedanke eines *kommunikativ-ethischen Grundvertrauens* ist älter und jünger zugleich. Bereits frühneuzeitliche Denker wie Hugo Grotius kamen diesem Gedanken nahe, wenn sie über die nicht vertraglich zu regelnden Quellen menschlicher Sozialität reflektierten. In jüngerer Zeit machten Sprachphilosophen wie John L. Austin und Phänomenologen wie Knud E. Løgstrup und Lars Hertzberg darauf aufmerksam, dass wir in der Alltagskommunikation davon ausgehen, dass den Aussagen der anderen grundsätzlich zu vertrauen ist. Das Vertrauen in die Wahrhaftigkeit der Rede kann als Grundvoraussetzung menschlicher Kommunikation betrachtet werden. Das Fehlen solchen Vertrauens bzw. das Misstrauen gegenüber der Wahrhaftigkeit der Redenden dagegen stört und behindert Kommunikation nicht nur, sondern kann sie unmöglich machen.

---

<sup>1</sup> ERIK H. ERIKSON, *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt am Main 1973, 62.

Die psychologischen und kommunikativen Modelle werden ergänzt durch philosophische Konzeptionen, die von einem *existenziellen* Grundvertrauen ausgehen, das auch als Welt-, Seins- oder Lebensvertrauen bezeichnet werden kann. So spricht beispielsweise Otto F. Bollnow in seinem 1955 erschienenen Werk *Neue Geborgenheit* von einem ›Seinsvertrauen‹ als einem hinter den spezifischen Formen von Vertrauen liegenden »jedes bestimmte einzelne Vertrauen erst ermöglichende[n] Vertrauen zur Welt und zum Leben überhaupt«. Kierkegaard umgekehrt hatte schon 1844 in seinem Buch *Der Begriff Angst* das Fehlen bzw. den Zusammenbruch solchen Vertrauens als Angst vor dem Nichts, Angst vor der Freiheit, Angst vor dem Bösen und Angst vor dem Guten analysiert und eben darin den Schlüssel zu dem gesehen, was es bedeutet, Mensch zu sein.<sup>2</sup> Anders als Bollnow konzentrierte sich auch Ronald D. Laing in seiner wenige Jahre später erschienenen Studie *The Divided Self* auf das dem existentiellen Grundvertrauen entgegengesetzte Phänomen einer ›(primary) ontological insecurity‹ und beschreibt diese als spezifisch neuzeitlich-modernes Phänomen, das sich in klinischen Formen von Selbstspaltung besonders deutlich manifestiert.

Weder die Unterschiede zwischen diesen drei Konzeptionen des Grundvertrauens noch die Beziehungen zwischen ihnen wurden in der bisherigen Forschung und in den fachspezifischen Diskussionen ausreichend beachtet. Die in diesem Band dokumentierte interdisziplinäre Untersuchung geht davon aus, dass durch eine hermeneutische Klärung eine bedeutsame Lücke in der bisherigen Vertrauensforschung geschlossen werden kann.

Dass es sich beim ›Grundvertrauen‹ um ein eingrenzbare Phänomen und nicht lediglich um eine *façon de parler* handelt, gehörte zu den Arbeitshypothesen, die wir überprüfen wollten. Die Frage, ob es das ›Grundvertrauen‹ als Sonder- oder Grenzform des Vertrauens überhaupt ›gibt‹, ist zu unterscheiden von der Frage, ob eine bestimmte Konzeption zu einem Beschreibungsgewinn führt. Von dieser Problemstellung geleitet, entschieden wir uns für einen Zugang, der in doppelter Hinsicht interdisziplinär angelegt ist: Zum einen wollten wir im Rahmen einer hermeneutischen Untersuchung des genannten Feldes diejenigen Disziplinen einbeziehen und miteinander ins Gespräch bringen, in denen die Rede vom Grundvertrauen in den letzten Jahrzehnten in besonderer Weise auftauchte: Philosophie, Psychologie, Soziologie und Theologie. Im Gesamtkontext des Zürcher Forschungsprojektes »Vertrauen verstehen« wollten wir zum anderen den Versuch wagen, diese hermeneutische Klärungsarbeit zu verknüpfen mit einer empirischen Untersuchung, die zeigen sollte, ob sich das fragliche Phänomen mit empirischen Mitteln aufweisen lässt bzw. ob sich

---

<sup>2</sup> Vgl. ARNE GRØN, *Angst bei Søren Kierkegaard, eine Einführung in sein Denken* (Originaltitel; *Begrebet angst hos Søren Kierkegaard.*) Aus dem Dänischen übersetzt von ULRICH LINCOLN, Stuttgart 1999.

aus einem solchen empirischen Zugang auch Einsichten für die hermeneutische Reflexion ergeben.

Diesem doppelten Anliegen entspricht der vierteilige Aufbau des Bandes. Die beiden Beiträge des ersten Teils stecken das Frage- und Forschungsfeld ab, das in den folgenden Beiträgen in unterschiedliche Richtungen abgeschritten und genauer untersucht wird. In unserem gemeinsam verfassten Beitrag formulieren wir die Fragen und Intuitionen, die uns dazu bewogen haben, uns dem Grenzphänomen des ›Grundvertrauens‹ zuzuwenden. Wir umreißen unterschiedliche Weisen vom Grundvertrauen zu sprechen. Dass es sich dabei meist um ein ›thick concept‹ handelt, zeigen wir an einem konkreten Beispiel aus dem politischen Bereich. Es belegt zugleich, dass das ›Grundvertrauen‹ zuweilen als Säkularisat des Gottvertrauens auftritt. Die Genese der modernen Gesellschaft als Weg vom Gottvertrauen zum Grundvertrauen zu erzählen, ist eine Variation der von Luhmann und Giddens vertretenen Ansicht, das gesellschaftstragende Vertrauen habe sich im Laufe des Modernisierungsprozesses tiefgreifend transformiert. Grundvertrauensgeschichten werden gelegentlich in weltgeschichtlichem Grossformat erzählt, mitunter jedoch auch als lebensgeschichtliche Miniatur – wie wir am Beispiel Hans Küngs zeigen, der aus dem Konzept des Grundvertrauens theologisches Kapital zu ziehen sucht.

Mit dem Verhältnis von philosophischen, psychologischen, sozialwissenschaftlichen und theologischen Konzeptionen des Grundvertrauens beschäftigt sich auch der zweite Beitrag. Simon Peng-Keller fragt zunächst nach der Herkunft der Wortprägungen ›Grundvertrauen‹, ›Urvertrauen‹, ›basic trust‹ etc. und nach der Metaphorik des ›Grundes‹. Er rekonstruiert drei Begriffstraditionen, deren Anfänge weit zurückreichen. Bei allen Verflechtungen lässt sich die sozialphilosophisch-soziologische Traditionslinie von der lebensphilosophischen und der entwicklungspsychologischen deutlich unterscheiden. In allen drei Denktraditionen finden sich wiederum sehr unterschiedliche Konzeptionen. Die begriffsgeschichtliche Spurensuche zeigt, dass es bereits in der Ausprägung des Begriffs vor und nach dem 2. Weltkrieg im außertheologischen Bereich eine deutliche Nähe zu einem religiös geprägten Vertrauen gab. So ist es nicht erstaunlich, dass die Theologie das ›Grundvertrauen‹ bald schon für sich entdeckte. Der Beitrag resümiert die wichtigsten Aufnahmen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nicht ohne auf die Probleme dieser theologischen Rezeption hinzuweisen.

Im zweiten Teil werden die eben genannten Grundvertrauens-Modelle nicht allein aus der Perspektive der heutigen Psychologie konzeptionell verfeinert. Sondern es wird auch der Versuch vorgestellt, Grundvertrauen empirisch zu erfassen. Brigitte Boothe knüpft in ihrem Beitrag kritisch an die durch Erik H. Erikson repräsentierte entwicklungspsychologische Traditionslinie an und bringt sie ins Gespräch mit der Bindungstheorie und der jüngeren Kleinkindforschung. Im Rückgriff auf das von ihr entwickelte Kreditierungskonzept

schlägt Boothe vor, »Urvertrauen« neu zu modellieren: als ein Vertrauen, das zunächst nicht im Kind, sondern bei den Eltern zu suchen ist, die ihrem Kind nolens volens mit einer Haltung des Zutrauens und der Erwartung begegnen und ihm Kompetenzen zuschreiben, die es erst zu entwickeln hat. Urvertrauen ist elterliche Gabe, bevor es zur kindlichen Aufgabe wird. Indem sie ihrem Kind »Kredit« geben und durch ihre eigene Vertrauenspraxis modellbildend wirken, fungieren Eltern als Vertrauensintermediäre – mit allen Ambivalenzen, die die kreditierende Erwartungshaltung mit sich bringt. Dass das Kreditierungskonzept auch theologische Potentiale in sich birgt, darauf macht Boothe mit Blick auf Victor Hugos *Die Elenden* aufmerksam. Das beharrliche Vertrauen, das der Bischof von Digne dem Haftentlassenen Valjean entgegenbringt, eröffnet dem vertrauensunwürdigen Vertrauensempfänger die Möglichkeit, allmählich zu einem Vertrauen zu finden, das er bisher konsequent enttäuschen musste.

Petra Meibert und Johannes Michalak präsentieren in ihrem Beitrag die ersten Ergebnisse ihres im Rahmen der vorliegenden Studie entwickelten Forschungsprojekts, das der Empirie des Grundvertrauens gewidmet ist. Sie dokumentieren den Entstehungsprozess eines Fragebogens, der es möglich machen soll, »Grundvertrauen« empirisch zu erfassen. Im Anschluss an die ältere und jüngere Vertrauensforschung konzipieren sie Grundvertrauen als eine Bereitschaft, der weitreichenden Ungesicherheit, Unkontrollierbarkeit und Verletzlichkeit des eigenen Lebens mit Akzeptanz und einer Hingabe zu begegnen, die sich sowohl auf den gegenwärtigen Augenblick als auch auf die Zukunft bezieht. Aus der Entwicklung des Messinstruments, die mehrere Testphasen umfasste, ergab sich ein zweifaktorieller Fragebogen, nach dem sich »Grundvertrauen« sowohl durch einen positiven Gegenwartsbezug auszeichnet (etwa einem Gefühl von Willkommen- und Angenommensein) als auch durch eine zuversichtliche Erwartungshaltung. Der von Meibert und Michalak entwickelte Fragebogen soll nun in einem nächsten Schritt in einer Interventionsstudie eingesetzt werden, die überprüfen möchte, ob achtsamkeitsbasierte Psychotherapie in einem bestimmten therapeutischen Handlungsfeld zu einer Stärkung des Grundvertrauens beitragen kann.

Im dritten Teil kommen zwei Stimmen zu Wort, die das Konzept des Grundvertrauens mit Fragezeichen versehen. Sie werfen die Frage auf, ob die Rede vom Grundvertrauen nicht irreführend ist und deshalb in wissenschaftlichen Kontexten besser vermieden werden sollte. Martin Endreß geht aus soziologischer Perspektive der Frage nach dem Grundvertrauen im Horizont der »Vertrauenssignatur« in Gegenwartsgesellschaften nach. Im Anschluss an E. Husserl, A. Schütz und M. Merleau-Ponty schlägt er in grundlagentheoretischer Hinsicht vor, typologisch zwischen reflexivem, habituellem und fungierendem Vertrauen zu unterscheiden. Mit dem »fungierenden Vertrauen«, das aus seiner Sicht das Kernphänomen (und gerade ein Grenzphänomen) des

Vertrauens darstellt, möchte Endreß dem ›Grundvertrauen‹ eine für die Soziologie rezipierbare Form geben. Charakteristisch für fungierendes Vertrauen sei sein wesentlich unthematischer Charakter. Es begleite menschliches Zur-Welt-Sein, das sowohl Interagieren und Verstehen umfasst. Insofern sei es auch als unverfügbare Hintergrundressource und Möglichkeitsbedingung der habituellen und reflexiven Vertrauensformen zu verstehen. Von den Transformationsprozessen, die für moderne Gesellschaften kennzeichnend sind, bleibe das fungierende Vertrauen unberührt. Was die »Vertrauenssignatur« in Gegenwartsgesellschaften kennzeichnet, betreffe Verschiebungen im Bereich des habituellen und reflexiven Vertrauens und deren Stabilisierung durch Misstrauensagenturen.

Wie Martin Endreß knüpft auch Arne Grøn an die phänomenologische Tradition an. In seinem Beitrag weist er darauf hin, dass die Rede vom ›Grundvertrauen‹ oft mit problematischen Vorstellungen verbunden ist, die der Phänomenologie des Vertrauens nicht angemessen sind, etwa die Vorstellung einer Ressource, über die wir verfügen könnten. Vertrauen ist kein ›Grund‹, auf den man bauen kann. Es findet sich nur, indem wir es wagen und vollziehen. Zugleich behält es auch dort, wo wir es vollziehen, den Charakter einer Gabe, die sich unserer Verfügung entzieht. Aufgrund seiner Überlegungen kommt Grøn zum Schluss, dass ›Grundvertrauen‹ nicht als eine Sonderform des Vertrauens zu verstehen sei, sondern als Chiffre dafür, dass Vertrauen für die Selbstwerdung und das menschliche (Zusammen-)Leben grundlegend und unersetzbar ist. Vertrauen ist ein Modus, wie wir die Exzentrizität, in die wir hineingestellt sind, konkret vollziehen. Im Vertrauen treten wir hervor und machen uns verletzlich. Dies zu bejahen und gleichzeitig vermeiden zu wollen, verstrickt uns in Widersprüche, mit denen wir wiederum mehr oder weniger vertrauensvoll umgehen können.

Der vierte und letzte Teil unseres Studienbandes versammelt drei Versuche, die bisher vorliegenden Grundvertrauenskonzeppte zu differenzieren und zu erweitern. Emil Angehrn geht in seinem Beitrag von der Beobachtung aus, dass Vertrauen in intrikater Weise in die Dynamik von Sicherheit und Angst eingebunden ist. Sie spiegelt sich auch im Raum philosophischen Denkens, das mit dem ihm eigenen Vernunftvertrauen zwischen entsicherndem Wagnis und fundierender Selbststabilisierung oszilliert. Dem Vertrauen in den Logos, welches das Ordnungsdenken der metaphysischen Tradition kennzeichnet und das in der abendländischen Religionsgeschichte zu einer spezifisch religiösen Ausprägung findet, gibt Angehrn eine hermeneutische Gestalt. Vernunftvertrauen umfasst in diesem Sinne das Vertrauen in die Verstehbarkeit lebensbedeutsamer Wirklichkeit, das Vertrauen in die Erschließungskraft der Sprache und nicht zuletzt auch ein Vertrauen in die Kompetenz des Menschen als animal hermeneuticum. Solches Vertrauen in Sinn und Verstehen, das seinen Kristallisationspunkt im Phänomen der Sprache hat, fungiert nach

Angehrn als ein Grundvertrauen, das vom Vertrauen in die Anderen nicht ablösbar und zuinnerst mit dem menschlichen Selbstvollzug verknüpft sei.

Ingolf U. Dalferth untersucht in seinem Beitrag verschiedene Versionen des Grundvertrauens als Urvertrauen, Vertrauensgrund, Fundamentalvertrauen und Hintergrundvertrauen, die jeweils eigene Stärken und Schwächen haben und sich nicht aufeinander reduzieren lassen. Ausführlich befasst er sich mit der Frage eines negationsphänomenologischen Zugangs, der die anvisierten Phänomene aus ihrem Fehlen in bestimmten Lebenszusammenhängen zu erschließen sucht. Grundvertrauen in all diesen Versionen und Gottvertrauen betrachtet er als Kategorien, die in unterschiedliche Richtungen weisen. Während ›Grund‹ für das steht, was dem Gewohnten und Geordneten gegenüber den Einbrüchen des Ungewohnten und Ungeordneten Bestand verleiht, steht ›Gott‹ für das, was unvorhersehbar und überraschend in ein Leben hereinbricht und alles in ein neues Licht stellt. Von hier aus lässt sich Grundvertrauen auch als die existentielle Befähigung zur Entscheidung konfigurieren, in unterschiedlichen Praxiszusammenhängen die Differenz zwischen Verhaltensweisen des Vertrauens, Misstrauens und Nichtvertrauens auf unterschiedliche Weise zu setzen. Entscheidend ist, dass so unterschieden wird. Wie die Unterscheidung ausfällt und wie das Unterschiedene jeweils benannt wird, ist dagegen variabel und von Fall zu Fall zu klären.

Wie die vorangehenden Beiträge und im Anschluss an seine begriffsgeschichtliche Untersuchung (s.o.) schlägt auch der abschließende Beitrag von Simon Peng-Keller vor, zur Phänomenschärfung Grundvertrauen von basalem Sicherheitserleben zu unterscheiden. Während letzteres durch vertraute Lebenswelten und Gewohnheiten genährt wird, kann sich Grundvertrauen in dem hier gemeinten Sinne auch dann einstellen oder manifestieren, wenn lebenstragende Sicherheiten erschüttert oder in Frage gestellt werden: als handlungsprägende Zuversicht, dass unser Leben trotz dem Widersinn von Scheitern, Leid und Tod in einem sinnhaften Zusammenhang eingebettet ist. Die vorgeschlagene Unterscheidung wird an mehreren Beispielen überprüft, wobei sich besonders mit Blick auf die zitierten Texte von Dietrich Bonhoeffer und Alfred Delp die Frage nach dem Verhältnis von Grundvertrauen und Gottvertrauen neu stellt. Der Beitrag mündet in der Feststellung, dass Grundvertrauen eine Manifestationsgestalt des Gottvertrauens sein kann, aber nicht in jedem Fall eine solche darstellt.

Die Beiträge des vorliegenden Bandes sind tentativ und explorativ. Sie vermitteln einen repräsentativen Überblick über die aktuelle Diskussionslage. Sie analysieren unterschiedliche Konzeptionen von ›Grundvertrauen‹ und enthalten Vorschläge zu ihrer Präzisierung. Am Ende stehen kein gemeinsamer Begriff von ›Grundvertrauen‹ und auch keine abschließende Antwort auf die Frage, wie denn Grundvertrauen angemessen phänomenologisch oder empirisch zu erfassen sei. Ihr Ziel finden unsere hermeneutischen und empi-

rischen Versuche darin, ein Untersuchungs- und Reflexionsfeld zu eröffnen, das zur weiteren Bearbeitung einlädt.